

**Helmut Kromrey**

## Strategien des Informationsmanagements in der Sozialforschung Ein Vergleich quantitativer und qualitativer Ansätze

*veröff. in: Angewandte Sozialforschung, Jg. 18, Heft 3, 1994, S. 163-184*

### **1. Vorbemerkung**

Die folgenden Überlegungen setzen an der Selbstverständlichkeit an, daß jede Form systematischer empirischer Erkenntnisgewinnung sich der doppelten Aufgabe zu stellen hat, die Sammlung *und* die Nutzung von Informationen in kontrollierbarer Weise zu organisieren. Als weitere Selbstverständlichkeit darf gelten, daß sozialwissenschaftlich relevante Fragestellungen immer in einem außerordentlich komplexen, durch vielfältige Interdependenzen charakterisierten und nahezu beliebig differenziert beschreibbaren Kontext angesiedelt sind. Dennoch werden vom Sozialwissenschaftler typischerweise möglichst "einfache", "komplexitätsreduzierende" Aussagen erwartet, d.h. Aussagen, die so weit vom real existierenden Interdependenzzusammenhang abstrahieren, daß sie auch dem Laien überschaubar erscheinen und für ihn nachvollziehbar sind, ohne dabei unangemessen zu vereinfachen.

Die unterschiedliche Art und Weise, wie sich die verschiedenen Ansätze "qualitativer" und "quantitativer" Sozialforschung dieser Anforderung stellen, sagt - so die erste Behauptung - über deren Selbstverständnis mehr aus als ein Großteil der offen ausgetragenen Divergenzen zwischen den jeweiligen wissenschaftstheoretischen Positionen. Die faktisch bestehenden Differenzen zwischen den Ansätzen werden - so die zweite Behauptung - dadurch aufrechterhalten und stabilisiert, daß sich die Konkurrenten in ihrem Verhalten als erstaunlich "konservativ" erweisen, indem sie sämtlich (wenn auch in unterschiedlichen Stadien des Forschungsprozesses) auf das traditionelle Rezept massiver Informationsreduktion als Strategie des Informationsmanagements zurückgreifen. Die seit einiger Zeit zur Verfügung stehenden leistungsfähigen Instrumente zur Unterstützung des Umgangs mit umfangreichen Informationsbeständen (PC-Software zur Textanalyse, zur Datenbankverwaltung, zum Aufbau wissensbasierter Systeme) werden allenfalls genutzt, um Teilbereiche des eigenen Forschungskonzeptes zu optimieren, nicht jedoch um die jeweiligen "blinden Flecken" des Ansatzes zu beseitigen und ihn in Richtung einer "kompletten" Methodologie weiterzuentwickeln.

### **2. Informationsreduktion als traditionelle Strategie des Informationsmanagements**

Zum Ausgangspunkt der Argumentation: Jede Form systematischer Erkenntnisgewinnung setzt ein - modisch ausgedrückt - "*Management*" von *Informationen* voraus, ein "*Management*"

- einerseits bei der in irgend einer Form kontrollierten und möglichst umfassenden *Beschaffung von Informationen*,
- andererseits bei der ebenfalls in irgend einer Form kontrollierten und möglichst verlustfreien *Verwertung der Informationen*.

Damit sieht sich der Prozeß der Erkenntnisgewinnung einem schwer auflösbaren Dilemma gegenüber: Werden zu große und zu vielfältige Informationsmengen angesammelt, geht früher oder später der Überblick verloren und "man sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr". Hat man dagegen zuwenig Informationen gesammelt und den Blickwinkel von

vornherein zu sehr eingengt, dann bestätigen die empirischen Daten lediglich die eigenen Vorurteile; auf wirklich neue Erkenntnisse stößt die Forschung dann allenfalls zufällig.

Die zentrale Strategie empirischer Sozialforschung, sich aus diesem Dilemma zu lösen, besteht traditionellerweise in der methodisch kontrollierten *Reduktion* von Informationen. Diese Zuflucht zu a priori festgelegten und methodisch kontrollierten Informationsreduktionen war verständlich und vernünftig zu Zeiten, als Instrumente zur Handhabung großer Informationsmengen entweder gar nicht oder nur für einen bestimmten Typ von Informationen - nämlich numerischen - zur Verfügung standen.

Reduktionsleistungen sind im Zuge empirischer Erkenntnisgewinnung in zweifacher Hinsicht notwendig;

- zum einen beim Umgang mit dem Gegenstand, über den Informationen zu sammeln sind, also bei der *Informationsbeschaffung*: Zwar sollte idealerweise die Datenbasis möglichst breit sein und die volle Variation des forschungsrelevanten Gegenstandsbereichs abdecken. Andererseits können nicht in beliebiger Tiefe beliebig viele Informationen angehäuft werden, schon aus arbeitsökonomischen, aber auch aus prinzipiellen Gründen nicht.
- zum anderen bei der *Informationsverwertung*: Die Fülle der Informationen muß geordnet und verdichtet werden, sei es in Form (qualitativer) Typisierungen und Strukturgeneralisierungen, sei es in Form (quantitativer) Datenanalyse. Idealerweise sollen die dabei gewonnenen Aussagen, Konzepte, Theorien hinreichend generell und auf möglichst viele Fälle anwendbar sein, zugleich aber auch konkret und gehaltvoll genug, um im Anwendungsfall einen Ausschnitt aus der Welt erklärbar oder verstehbar zu machen.

Sowohl bei der beschreibenden Erfassung der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes als auch bei der in gewissem Umfang durchaus gewünschten Beibehaltung dieser Komplexität im erzielten Analyse-Ergebnis<sup>1</sup> stößt der Forscher sehr rasch an Grenzen der Leistungsfähigkeit seiner Methode. Er muß (methodisch kontrolliert) vereinfachen! An der Art und Weise, wie einzelne Ansätze diese doppelte Aufgabe angehen, lassen sich Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten veranschaulichen. Das soll im folgenden am Beispiel dreier empirischer Forschungsrichtungen geschehen: des *deduktiv-nomologischen* Paradigmas als Repräsentant für die sog. "quantitative" Forschung, der von *Oevermann* und Mitarbeitern entwickelten *objektiven Hermeneutik* sowie des von *Glaser* und *Strauss* propagierten Ansatzes zur "Entdeckung gegenstandsbezogener, empirisch fundierter Theorien" stellvertretend für die "qualitative" Forschung. Dabei wird sich zeigen, daß - trotz kaum überwindbar scheinender *wissenschaftstheoretischer* Positionsunterschiede - *auf der Ebene der Forschungspraxis* die Ansätze sich durchaus gegenseitig nutzbringend ergänzen können.

## 2.1 Das deduktiv-nomologische Paradigma als Leitidee der sog. "traditionellen" oder "quantitativen" Sozialforschung

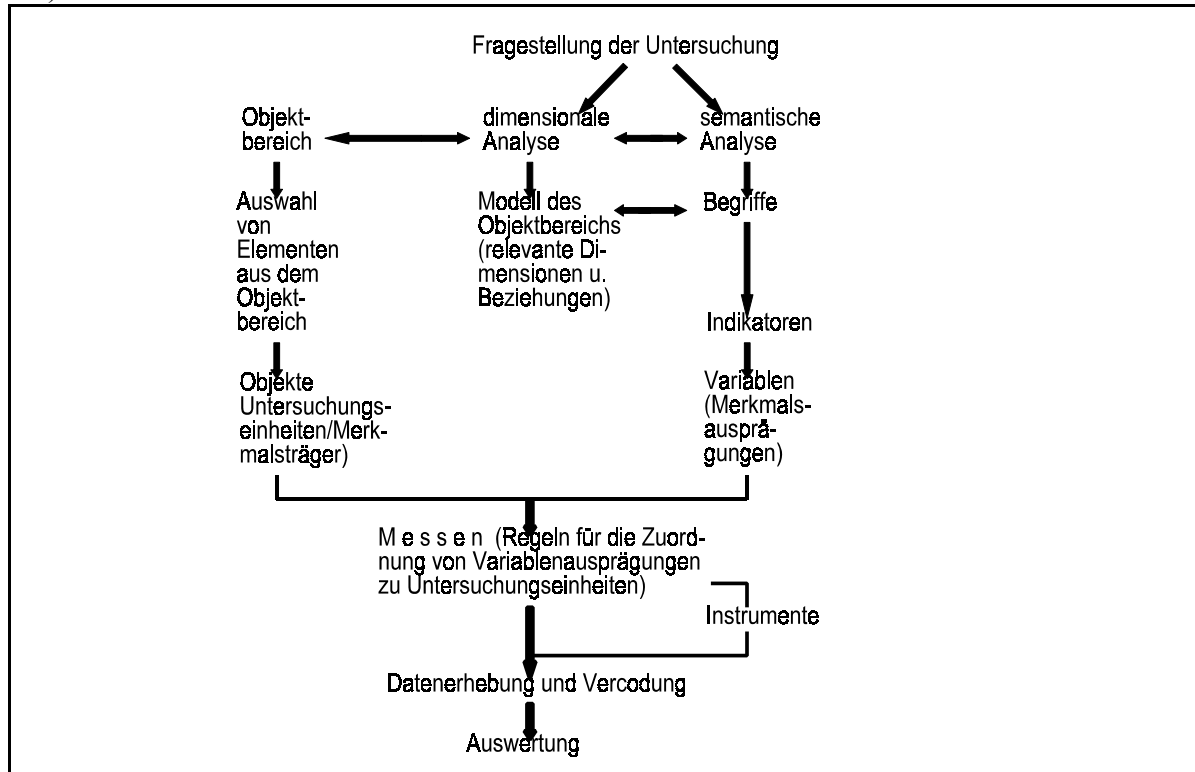
Informationsreduktion, kontrollierte Selektivität - vom Beginn bis zum Ende des Forschungsprozesses - ist die zentrale Maxime des idealtypischen Designs jedes "quantitativ" orientierten Forschungsvorhabens. Etwas vereinfachend kann man eine quasi lineare *Abfolge vom Komplexen zum Einfachen* feststellen, von der Präzisierung der Fragestellung über den

---

<sup>1</sup> Ziel ist ja nicht eine unangemessene Vereinfachung, sondern die Überführung der empirischen Informationen in ein überschaubares, nachvollziehbares, aber eben doch realitätsangemessenes Modell.

Entwurf eines Gerüsts forschungsleitender Hypothesen und deren Operationalisierung, die Entwicklung der Instrumente und die Datenerhebung bis zur Datenanalyse.

Der Forschungsprozeß "traditioneller" Sozialforschung I: Survey-Design (Kromrey, 1991: 142)



Diese Vorgehensweise ist unmittelbar nachvollziehbar in dem bekannten Hypothesentest-Design. Doch auch wenn es sich um deskriptiv angelegte Erhebungen (Survey-Design) handelt, ist die durchgängige Tendenz der schrittweisen Verdichtung auf das für den gegebenen Zusammenhang Relevante unübersehbar:

- Von den prinzipiell unendlich vielen möglichen Aspekten, unter denen ein Untersuchungsgegenstand gesehen und beschrieben werden könnte, entscheidet sich die Forschungsgruppe bei der Präzisierung der Fragestellung für eine endliche Teilmenge.
- Von den unter dieser Fragestellung immer noch gegebenen vielfältigen Beschreibungs- und Bewertungsdimensionen des Untersuchungsgegenstandes wählt man im Zuge der Dimensionierung (der "dimensionalen Analyse", manche sagen: der Konzeptionalisierung) eine schon relativ kleine Teilmenge aus: eine reduzierte Menge von Aspekten oder Merkmalen, die im gegebenen Zusammenhang untersuchbar scheinen und die für die Fragestellung als so relevant angesehen werden, daß darüber Daten erhoben werden sollen. Das Ergebnis ist ein begriffliches Modell des Untersuchungsgegenstandes, wie ihn das Forschungsprojekt erfassen will.
- Die Begriffe wiederum, mit denen die interessierenden Dimensionen und deren interne Differenzierung festgeschrieben werden, sind so präzise und (falls notwendig) so einschränkend zu definieren, daß sie quasi die Funktion von Scheinwerfern erfüllen, die den interessierenden Realitätsausschnitt hell ausleuchten und ihn

zugleich randscharf von den nicht interessierenden Realitätsteilen abgrenzen (so das anschauliche Bild bei Popper). Auch dies bedeutet eine Reduktion auf nur eine Teilmenge der *möglichen* Bedeutungen von Begriffen.

- Gleiches setzt sich fort bei der Festlegung der Indikatoren für komplexere theoretische Begriffe, bei der Wahl oder Konstruktion von Meßskalen, bei der Wahl oder Konstruktion von Datenerhebungsinstrumenten und natürlich auch bei der Wahl und Anwendung statistischer Auswertungsverfahren.

Das Problematische an diesem traditionellen Forschungskonzept: *Jede dieser Reduktionsentscheidungen im Zuge des linear angelegten Forschungsprozesses ist prinzipiell unwiderruflich*. Daraus folgt die selbstverständliche Forderung, daß keine dieser Entscheidungen beliebig getroffen werden darf; denn trotz der aus forschungspragmatischen Gründen notwendigen ständigen Reduktionsvorgänge soll ja dennoch ein Maximum an Informationsgehalt erhalten bleiben. Eingefangen werden soll das Wesentliche, das für die Fragestellung besonders Relevante, auszuschalten ist nur das Unerhebliche, das (hoffentlich) ohnehin nichts zur Erkenntnis beitragen würde. Dafür werden Entscheidungskriterien benötigt; Kriterien, die die Forschungsgruppe jeweils einbringen muß, mit denen die Reduktion begründet werden kann und die für andere nachvollziehbar, nachprüfbar, kritisierbar sein müssen. Der Forscher/die Forscherin bezieht solche Relevanzkriterien beispielsweise aus dem Erkenntnisinteresse der Studie, aus Verwertungsinteressen, aus Vorgaben eines Auftraggebers und - natürlich - aus empirisch bewährten theoretischen Kenntnissen bzw. - wo diese fehlen - aus mehr oder weniger plausiblen Vermutungen. Woher aber - und hier tut sich das grundsätzliche Problem dieser Forschungsrichtung auf - können diese Kriterien bezogen werden, wenn es sich bei einem Projekt nicht lediglich um zig-mal wiederholte Routineforschung handelt, wenn sich vielmehr die Forschung mit einem *neuen* Gegenstand befassen will oder soll, wenn es - mit anderen Worten - um das Aufdecken neuer Erkenntnisse geht?

Die bis jetzt skizzierten Reduktionsentscheidungen beziehen sich sämtlich auf den Bedeutungsgehalt, den die erhobenen Daten repräsentieren und der somit in die statistischen Auswertungsmodelle Eingang finden kann. Sie sind nicht die einzig notwendigen. Ganz Ähnliches gilt auch auf seiten der Fälle, für die die Untersuchung insgesamt Erkenntnisse liefern und für die die Aussagen Geltung beanspruchen wollen. Auch hier muß im allgemeinen - schon aus forschungspragmatischen Gründen - reduziert werden: von der Gesamtheit der Fälle, die von der Fragestellung angesprochen werden, auf eine empirisch handhabbare Anzahl (auf ein Sample).

Kann man für den ersten Bereich von einer "*intensionalen Reduktion*" sprechen, die die *Reichweite* und Gültigkeit der Untersuchung festlegt, so geht es hier um eine "*extensionale Reduktion*", und das Kriterium, mit dem die Güte dieses Reduktionstyps bezeichnet wird, heißt bekanntlich "*Repräsentativität*".

Die methodische Problemstellung besteht darin, aus der Grundgesamtheit der interessierenden Fälle eine Teilmenge so auszuwählen, daß die gewonnenen Informationen über die Teilmenge hinaus auf die Grundgesamtheit verallgemeinert werden können. Das kann dadurch geschehen, daß auf der Grundlage empirischer und theoretischer Kenntnisse über die Grundgesamtheit ein verkleinertes Modell konstruiert wird (wie etwa bei der gezielten Zusammenstellung von Stimmbezirken bei einer Bundestagswahl für Hochrechnungen). Das kann durch gezielte Selektion solcher Fälle geschehen, die die interessierenden Merkmale zu einem besonders großen Anteil repräsentieren (wie bei der Auswahl nach dem Konzentrationsprinzip). Es kann schließlich dadurch geschehen, daß als Auswahlkriterium das Vorliegen bestimmter Ausprägungen auf leicht erkennbaren und als bedeutsam eingeschätzten Merkmalen bestimmt wird (wie bei der Quotenstichprobe). Alle diese Vorgehensstrategien verlangen Begründungen in ähnlicher Weise wie bei der Indikatoren-Festlegung auf der intensionalen Ebene. Am einfachsten hat es die Forschung in

dieser Beziehung, wenn sie auf rein formale Routinen zurückgreifen kann, die die Repräsentativität der Stichprobe sichern sollen: so bei der Ziehung von Zufallssamples und der zugeordneten Anwendung inferenzstatistischer Verfahren für die Generalisierung der Befunde.

### **Bisheriges Fazit:**

Kennzeichnend für die deduktiv-nomologisch angeleitete Forschung ist eine doppelte Strategie der Reduktion - auf intensionaler wie auf extensionaler Ebene -, eine Strategie, die bruchlos auf das Gesamtdesign anwendbar ist. Als zusätzliche Besonderheit kann festgestellt werden, daß jeder Teilschritt, jede Teilaufgabe relativ unabhängig von den anderen Teilaufgaben optimierbar ist. Als Beispiel sei auf die Weiterentwicklungen im Bereich statistischer Auswertungsmodelle verwiesen, die einen ungeheuren Aufschwung genommen haben, ohne von den schwächeren Gliedern im Forschungsprozeß in der Entwicklung behindert zu werden. Solche Abkoppelungen sind möglich dadurch, daß das Methodenarsenal als ein "Bausteinkasten" verstanden wird, aus dem für jede Fragestellung ein geeignetes Design zusammenstellbar ist, und daß für jeden "Baustein" spezifische Anwendungsprämissen festgesetzt werden.<sup>2</sup>

## **2.2 Rekonstruktive Sozialforschung: Das Verfahren einer objektiven Hermeneutik**

Die sog. "objektive" oder "rekonstruktive" Hermeneutik weist im Vergleich zur deduktiv-nomologischen Richtung zugleich an einigen Punkten verblüffende Ähnlichkeiten in *wissenschaftstheoretischen* Positionen, andererseits aber auch maximale *forschungspragmatische* Unterschiede auf. Ganz besonders gilt dies für solche Regeln, die sich auf "Quantitatives" - in praktisch jeder Bedeutungsnuance - beziehen.

So gilt der deduktiv-nomologischen Richtung eine hinreichend große - und natürlich: repräsentative - Stichprobe von Untersuchungsfällen als eine wichtige Voraussetzung für die Geltung ihrer Befunde. Für die objektive Hermeneutik ist dieser Aspekt irrelevant, gerät als methodisches Problem *überhaupt nicht* in ihren Blick - eine Konsequenz aus dem Axiom, daß sich in *jedem* "versprachlichten Interaktionsprotokoll" die Realitätsstrukturen objektivieren, die man untersuchen will. Sogar *maximale Reduktion* auf einen einzigen Fall - auf eine "Stichprobe" vom Umfang  $n=1$  - kann ausreichend sein. Genau genommen ist aber bereits diese Perspektive, daß die Forschung es mit "Fällen" zu tun habe, irreführend. Das Untersuchungsmaterial der objektiven Hermeneutik sind nicht eigentlich "Fälle" (Personen, Ereignisse, Gruppen etc.), sondern "Interaktionsströme", die in geeigneter Weise protokolliert wurden (z.B. Transkripte von Familiengesprächen, Filmsequenzen, Therapiesitzungen etc.) und damit der extensiven und wiederholten Textauslegung zugänglich sind.

In den Worten von *Oevermann und Mitarbeitern* (1983: 95): "Konkreter Gegenstand der Verfahren der objektiven Hermeneutik sind Protokolle von realen, symbolisch vermittelten sozialen Handlungen oder Interaktionen..." Diese müssen entweder bereits in "versprachlichter" Form vorliegen oder in diese überführt werden können. Dann nämlich gilt: "Interaktionstexte konstituieren aufgrund rekonstruierbarer Regeln die objektiven Bedeutungsstrukturen, und diese objektiven Bedeutungsstrukturen stellen die latenten Sinnstrukturen der Interaktionen dar." (ebda.)

---

<sup>2</sup> Bei Auswertungsverfahren z.B. hinsichtlich der Qualität des Meßniveaus der Daten, der Verteilungsformen usw.; es ist dann eine zusätzliche und vom Forscher zu begründende Entscheidung, ob seine Daten im Einzelfall die vom Auswertungsmodell gesetzten Anwendungsprämissen in hinreichender Weise erfüllen.

Auf die Rekonstruktion solcher "latenter Strukturen" konzentriert sich das Interesse der objektiven Hermeneutik. Sie sind nach dieser Auffassung die eigentliche, die "objektive" Realität, *unabhängig* von den subjektiven Absichten der an der Interaktion<sup>3</sup> beteiligten Akteure.

Zentrales Anliegen der Forschung ist also die Interpretation des (versprachlichten und verschrifteten Interaktions-)Materials mit dem Ziel, objektive Bedeutungen herauszufiltern; in den Worten der objektiven Hermeneutik: die "realen Sinnstrukturen" aufzudecken, die sich in den Interaktionstexten objektiviert haben. Die Texte gelten als generalisierte quasi-objektive Indikatoren; der Interpret braucht sich nicht an den subjektiven Bedeutungen der Interagierenden zu orientieren (er soll dies sogar nicht!).

Wenn dies so ist, wenn sich also in *jedem* Interaktionstext die zu untersuchende Realität objektiviert, dann sind für diesen Forschungsansatz Regeln zur Auswahl einer repräsentativen Teilmenge von zu interpretierenden sozialen Situationen selbstverständlich verzichtbar. Genauso wenig stellt sich die Wahl des geeigneten Einstiegspunktes für die Analyse als methodisches Problem. Der Einstieg ist beliebig; es ist lediglich erforderlich, daß ein hinreichend langer zusammenhängender Ausschnitt aus dem Interaktionsstrom mit hinreichender Vollständigkeit dokumentiert vorliegt.

Eine entscheidende Größe für die Interpretationsmöglichkeit wird von der objektiven Hermeneutik in der Differenz gesehen, die zwischen der Ebene der objektiven latenten Realitätsstruktur (d.h. der im jeweiligen Interaktionsstrom prinzipiell *möglichen* Optionen) und der Ebene der faktisch von den Akteuren subjektiv *realisierten* Optionen ausgemacht werden kann. Für das methodische Vorgehen folgt daraus:

- Der Interpret (bzw. die Gruppe von Interpreten) muß an jeden Interakt (d.h. an jeden abgegrenzten Abschnitt im Interaktionsstrom) mit einer möglichst umfassenden Menge an *Hypothesen über die objektiv möglichen Optionen* herangehen (in der Sprache der objektiven Hermeneutik die "prinzipiell möglichen Lesarten").<sup>4</sup>
- Der Interpret bzw. die Interpretengruppe<sup>5</sup> hat dann den weiteren *Text darüber entscheiden zu lassen, welche Hypothesen (welche Lesarten) mit ihm vereinbar scheinen*. Dabei hat der Interpret - anders als der im Alltag Handelnde - auf keinen Fall sofort auf die sich anbietende wahrscheinlichste Lesart des Textes zuzusteuern. Im Gegenteil: Er soll gerade extensiv auch unwahrscheinliche Lesarten

---

<sup>3</sup> Interaktion nach dem Verständnis der objektiven Hermeneutik ist ein stetiger, ununterbrochener zeitlicher Strom von Ereignissen in einem Beziehungssystem, unabhängig davon, ob die Ereignisse Konstanz oder Veränderungen, Ruhe oder Bewegung bedeuten, nicht gebunden an die Existenz eines subjektiv vermeinten Sinns für die Beteiligten.

<sup>4</sup> Auch hier ein Gegensatz zur analytisch-nomologisch angeleiteten Sozialforschung, in der die Formulierung einer *begrenzten* Zahl von untersuchungsleitenden Hypothesen (selbstverständlich also nur von "ernstgemeinten") *im Vorfeld* geschieht und dann die gezielte Informationssammlung anleitet. Hier dagegen werden *möglichst viele*, selbst (scheinbar) unsinnige Hypothesen *im Nachhinein* an das dokumentierte Informationsmaterial herangetragen.

<sup>5</sup> Die Vornahme der Interpretationen in Gruppen von Interpreten soll zweierlei bewirken: Gruppenarbeit soll zum einen die Produktion einer maximalen Lesarten- oder Ideenvielfalt gewährleisten, zum anderen soll sie verhindern, daß sich der einzelne Interpret zu schnell auf eine einzige, ihm wahrscheinlich erscheinende Sichtweise festlegt. (Kellerhof & Witte, 1990: 248 ff.)

herausarbeiten und die Ergebnisse solcher Explikationen als sekundäre Datenbasis dokumentieren.

Wenn also den Interaktionstexten diese entscheidende Bedeutung zukommt, drängt sich die Frage auf, wie denn diese alles entscheidende Datenbasis "Interaktionstext" beschaffen sein muß, damit die Interpretation nicht vorschnell in ein bestimmtes Konzept mündet, das sich möglicherweise später als unzutreffend erweisen könnte.

*Oevermann und Mitarbeiter* nennen insbesondere zwei Gefahrenquellen für fehlgelenkte Interpretationen. Die Gefahr vorschneller Festlegungen in der Interpretations-Arbeit ist umso größer,

- je weniger variantenreich der heuristische Bezugsrahmen der Analyse ist (daher die Forderung: mehrere Interpretieren, und: systematische Suche auch nach unwahrscheinlichen Lesarten),
- je weniger entwickelt die eingesetzten Methoden und Techniken der Beobachtung und Protokollierung sind. Wenn nämlich die im Interaktionsprozeß sich objektivierenden Sinnstrukturen der Realität nicht adäquat erfaßt werden, dann ist die Basis der Interpretation entsprechend problematisch. Daraus folgt die methodische Forderung der möglichst vollständigen Aufzeichnung (Tonband, Video, Beobachtungsprotokolle usw.), um auf diese Weise "widerständige" und nicht-selektive Primärdaten zu produzieren. Für angemessene Deutungen kann - so der ausdrückliche Hinweis - selbst die geringste Kleinigkeit wichtig sein.

Der Reduktion auf wenige "Fälle" (bzw. zutreffender: "Interaktionsströme") steht gegenüber die *umfassende, nicht-reduktive Protokollierung* der Ereignis- und Interaktionsabläufe, also der Versuch einer möglichst vollständigen Erfassung der Komplexität des jeweiligen Untersuchungsfalls.

Dies wird noch unterstrichen durch die Regel der *ebenfalls nicht-reduktiven Weiterverarbeitung* dieser primären Datenbasis. Die *Datenbasis* wird beim Verfahren der objektiven Hermeneutik im Zuge des interpretierenden Zugriffs auf das Rohmaterial *nicht verringert*, nicht verdichtet, sondern im Gegenteil vergrößert: Sie wird *ergänzt* um die Explikationen der Interpretieren; sie wird angereichert um das, was prinzipiell in der gegebenen Situation hätte möglich sein können, aber subjektiv nicht realisiert wurde. In der Phase der besonders extensiv vorgehenden Feinanalyse entstehen so aus einer Seite Interaktionsprotokoll bis zu 40 Seiten Explikationstext. Diese Explikationen stellen gleichberechtigte *Daten* dar, *nicht* etwa *Untersuchungsergebnisse*. Durch die vervollständigende Explikation werden im Sinne dieses Ansatzes überhaupt erst auslegungsfähige Texte erzeugt.

Wieder lohnt sich ein Vergleich mit dem Vorgehen "traditioneller" Sozialforschung. Als Beispiel möge das Vorgehen bei der Analyse eines - nennen wir es ebenfalls so - "Interaktionstextes", wie er bei der Durchführung einer Gruppendiskussion entsteht, im Rahmen einer systematischen empirischen Inhaltsanalyse. Folgende Ebenen illustrieren die dabei typische Abfolge vom Komplexen zum Einfachen (Darstellung nach *Forschungsgruppe KEIN*, 1978: 196 f.):

1. Die konkrete Gruppendiskussion: Reduktion der interessierenden Lebenszusammenhänge auf die Forschungskontaktsituation;
2. Tonbandaufnahme des Geschehens: Abbildung der Forschungskontaktsituation in einem künstlichen und auf die akustische Wahrnehmung reduzierten Kontinuum (bis hierhin existiert kein Unterschied zur objektiven Hermeneutik);
3. Erstellung eines schriftlichen Wortprotokolls: erneute Abbildung des Geschehens in einem künstlichen, weiter reduzierenden und zugleich abstrahierenden Medium (sprachliches Schriftzeichensystem; im Unterschied zur objektiven Hermeneutik

erfaßt das Transkript im allgemeinen nicht mehr sämtliche Nuancen der Sprache, ist häufig sogar nur noch "quasi-wörtlich");



4. Ordnung des Inhalt von 3. - soweit verwertbar - nach Dimensionen, Trennung des thematisch relevanten von nichtrelevantem Text;<sup>6</sup>
5. Vercodung der Aussagen nach Dimensionen und Kategorien: Reduktion durch Klassifikation der ursprünglichen Aussagen unter die "vereinheitlichenden" Kategorien;
6. Summierung von Kategorien, Quantifizierung: Reduktion auf Häufigkeiten und statistische Kennziffern, Loslösung der klassifizierten Äußerungen von den Sprechern;
7. Bildung neuer Komplexe durch Indexbildung, Faktorenberechnung etc.: Veränderung der Inhalte der klassifizierten Äußerungen durch Komprimierung mehrerer Teiläußerungen zu einer neuen; auch: nachträgliche Erschließung von (Variablen-)Zusammenhängen anhand von gemeinsamen Häufungen der zuvor "atomisierten" Teil-Äußerungen.<sup>7</sup>

Die charakteristische Strategie des Informationsmanagements ist unübersehbar: Systematische, methodisch kontrollierte, schrittweise Reduktion der ursprünglichen Komplexität der Ausgangssituation "Diskussion" bis hin zur Komprimierung auf wenige statistische Kennziffern, die die Zusammenhänge zwischen ausgewählten Kategorien (Variablen) repräsentieren. Auch bei der objektiven Hermeneutik wird "reduziert"; doch bezieht sich der Vorgang der "Reduktion" nicht auf das Datenmaterial, sondern auf die Verringerung der Zahl der im Prinzip möglichen Lesarten (der hypothetischen Kontexte) auf solche, die mit dem Text vereinbar scheinen. Von allen zunächst denkbaren Lesarten ausgehend, werden von Sequenz zu Sequenz diejenigen ausgeschlossen ("falsifiziert"), die sich anhand des Textes nicht länger aufrechterhalten lassen.<sup>8</sup>

Daß dieser Typ von Interpretation - die rekonstruktive Datenanalyse - nicht rein intuitiv vorgenommen werden kann, sondern in methodisch kontrollierter Weise abzulaufen hat, ist offensichtlich; andernfalls würde der Interpret in vorschnelle Deutungen, in vorschnelle Kategorisierungen verfallen. Damit dies nicht geschieht, haben *Oevermann und Mitarbeiter*

---

<sup>6</sup> Im Beispiel der *Forschungsgruppe KEIN* (1978) zur Tätigkeit von Kindergärtnerinnen: Disponibilität, Solidarität, wissenschaftliche Qualifikation, demokratisches Bewußtsein); Folge: nicht nur Reduktion der verwerteten Textmenge (nur 22,4 % der Äußerungen waren "verwertbar", da geringe Leitfadenstrukturierung), sondern auch inhaltliche Reduktion durch Aufbrechen des Argumentationszusammenhangs ("Atomisierung").

<sup>7</sup> An die Stelle des Kontextes der Aussage als Geltungskriterium tritt nun die Häufigkeit gemeinsamen Vorkommens von Kategorien in den klassifizierten Aussagen als Kriterium der Bedeutsamkeit; eine nur einmal vorkommende Aussage, und sei sie auch noch so zentral, verschwindet.

<sup>8</sup> Hier findet sich im übrigen eine der - oben angedeuteten - wissenschaftstheoretischen Ähnlichkeiten zur *analytisch-nomologischen Position*, das Prinzip der Falsifikation als Instrument der Erkenntnisabsicherung, wenn auch in einen anderen Kontext gestellt: Die Hypothesen über potentielle Lesarten einer Textsequenz müssen sich an den folgenden Sequenzen bewähren, andernfalls werden sie verworfen (gelten als falsifiziert durch die innere Logik der dokumentierten Interaktionsstruktur). Die Ähnlichkeit der methodologischen Entscheidungslogik zur analytisch-nomologischen Richtung geht aber noch weiter und erstreckt sich darüber hinaus auf die Vorstellung der prinzipiellen Vorläufigkeit von empirischer Bestätigung, also der Unmöglichkeit empirischer Verifikation: Im Lichte neuer Hypothesen über mögliche Lesarten oder neuer Textsequenzen können sich bisherige Deutungen jederzeit als inkonsistent erweisen (also falsifiziert werden). Eine bestimmte Lesart wird sich dementsprechend auch niemals verifizieren lassen.

ein Gerüst von formalen Kategorien entwickelt, die den Interpreten als Erinnerungshilfe dienen und sie anleiten sollen, möglichst ausführlich und vollständig alles zu explizieren, was an Auslegungsmöglichkeiten besteht. Diese Kategorien beschreiben das idealtypische Vorgehen bei der "Feinanalyse", dem eigentlichen Kern der objektiven Hermeneutik. Feinanalysen - so *Oevermann et al.* - "stellen die aus dem primären Datenmaterial, den (verschrifteten) Interaktionsprotokollen, aufbereiteten Daten der Fallrekonstruktion dar." (1983: 111)

Dabei gelten vorab zwei Grundsätze:

- Gegenstand der Analyse sind immer und ausschließlich die Interaktionsprotokolle.
- Die Analyse der Interaktionstexte geschieht immer sequentiell. D.h., bei der Interpretation eines "Interakts" dürfen immer nur Informationen verwendet werden, die aus den vorhergehenden Textabschnitten stammen; weder darf im Text vorgegriffen werden, noch sind in dieser Phase Informationen aus anderen Quellen zugelassen.<sup>9</sup>

Im Detail unterscheiden *Oevermann et al.* (1983: 112 ff.) mehrere Analyse-Ebenen, die hier jedoch nur kurz skizziert werden sollen:

- Explikation des einem Interakt unmittelbar vorausgehenden Kontextes (aus der Sicht dessen, der als nächster interagiert) (= Systemzustand 0). Eine sorgfältige Explikation auf dieser Ebene ist (so die Autoren) für die gesamte Analyse entscheidend, denn die vorangegangenen Interakte grenzen den Handlungsrahmen für den Akteur stark ein.<sup>10</sup>
- Paraphrase der Bedeutung eines Interakts gemäß dem Wortlaut der begleitenden Verbalisierung. Auf dieser Ebene wird der "objektive" Bedeutungsgehalt des Interakts paraphrasiert, nicht der möglicherweise abweichende subjektiv gemeinte Sinn.<sup>11</sup>
- Explikation der Intention des interagierenden Subjekts (und zwar extensiv und bewußt auch spekulativ). Der Interpret geht jetzt davon aus, "daß es einen Unterschied zwischen der objektiven Bedeutung des Interakts und dem mit ihm vom interagierenden Subjekt verbundenen Sinn gibt". (*Lamnek*, 1989: 217)<sup>12</sup> Differenzen zwischen dem "objektiven Bedeutungsgehalt" und dem subjektiven Sinn gelten als theoretisch bedeutsame Indikatoren (in familiensoziologischen Untersuchungen *Oevermanns* z.B. für "familienspezifische Fehlsozialisationen").

---

<sup>9</sup> Vgl. auch *Kellerhof & Witte* 1990: 248f.

<sup>10</sup> Im Idealfall hätten die Handlungsalternativen für *alle* an der Interaktion beteiligten Personen auf diese Weise analysiert zu werden. Darauf wird jedoch aus pragmatischen Gründen verzichtet, weil eine "erschöpfende, systematische Explikation der Handlungsalternativen aus der Sicht aller anwesenden Personen" in vielen Fällen "angesichts des Erkenntnisgewinns" zu aufwendig wäre. (*Oevermann et al.*, 1983: 113.)

<sup>11</sup> "Kriterium für die Paraphrasierung ist das Verständnis, das die begleitende Verbalisierung beim unterstellten 'normalen' kompetenten Sprecher der deutschen Sprache auslöst". (*Oevermann et al.*, 1983: 113)

<sup>12</sup> Allerdings darf zur Sprecher-Intention nur das gerechnet werden, "was ein Sprecher in der Situation, würde man ihn unmittelbar mit der Rekonstruktion seiner Intention konfrontieren, als ihn tatsächlich motivierend akzeptieren würde, wenn man ihm Wahrhaftigkeit dabei unterstellen dürfte". (*Oevermann et al.*, 1983: 115)

- Explikation der objektiven Motive des Interakts und seiner objektiven Konsequenzen. "Die Interpretationen auf dieser Ebene gehen von der Überzeugung aus, daß verbalisierte Interakte (aber nur diese) objektiv gleichsam Träger von möglichen Sinnstrukturen oder Sinnstrukturen darstellen und insofern als soziale Strukturen abgelöst von der aktuellen Intention des Sprechers Sinn konstruieren, soziale Realität setzen". (Oevermann et al., 1983: 115.) Hierbei ist jedes Detail, auch die kleinste Kleinigkeit zu berücksichtigen; die methodologische Unterstellung lautet: *nichts ist zufällig!*
- Explikation der Funktion eines Interakts in der Verteilung von Interaktionsrollen. Auf dieser - laut Oevermann et al. (1983: 117) - "insgesamt weniger wichtigen Ebene" fragt der Interpret danach, in welche Richtung sich die weitere Interaktion entwickeln kann.
- Charakterisierung der sprachlichen Merkmale des Interakts.
- Extrapolation der Interpretation des Interakts auf durchgängige "Kommunikationsfiguren", auf situationsübergreifende Merkmale. Zu diesem Zweck werden die Ergebnisse der bisherigen Feinanalyse mit Befunden der Feinanalyse anderer Interakte verglichen. Da die einzelnen Interakte sequentiell abgearbeitet werden, können die jeweils vorher geleisteten Interpretationen auf ihre Konsistenz geprüft und ggf. "falsifiziert" werden.
- Explikation allgemeiner Zusammenhänge (Strukturhypothesen). Hat der Forscher im vorhergehenden Interpretationsschritt versucht, eine durchgängige Kommunikationsfigur herauszuarbeiten, so geht es jetzt darum, den Bezug zu theoretischen Begriffen, zu Gesetzeshypothesen herzustellen.
- Schließlich: Unabhängige Prüfung der auf der Vorebene formulierten, allgemeinen Hypothesen anhand von Interaktionsfolgen aus weiteren Fällen.

### 2.3 Das Verfahren zur Entdeckung einer gegenstandsbezogenen Theorie ("grounded theory")

So sehr sich die deduktiv-nomologisch angeleitete Forschung auch von der objektiven Hermeneutik unterscheidet, in einer Hinsicht sind sich beide Ansätze gleich: Am Beginn steht Grundsatzentscheidung, die Menge der zu beschaffenden Primärinformationen (die Datenbasis) von vornherein auf einen für die Analyse handhabbaren Umfang zu reduzieren. Der "traditionellen Sozialforschung" gelingt dies durch intensionale Reduktion (der Fokussierung der Informationssammlung ausschließlich auf im Sinne der Forschungsfrage relevante Aspekte). Die objektive Hermeneutik betreibt eine extensionale Reduktionsstrategie (die Beschränkung des Interpretationsverfahrens auf einen hinreichend kleinen Ausschnitt aus dem untersuchungsrelevanten "Interaktionsstrom").<sup>13</sup> Der von Glaser

---

<sup>13</sup> In neueren Abhandlungen wird diese Art der Reduktionsentscheidung noch weiter zugespitzt. Kritiker, die aus der enormen Anreicherung des Primärtext-Umfangs durch die Explikationen der Feinanalyse die "mangelnde Praktikabilität" der objektiven Hermeneutik gefolgert haben, seien "unverständlichlicherweise davon ausgegangen ..., das gesamte Material müsse auf diese Weise feinanalytisch ausgewertet werden. Verkannt worden ist, daß in der Regel *nur wenige und kurze Ausschnitte* [Hervorhebung H.K.] genügen, damit man zu einer konvergierenden und zugleich hinreichend allgemeinen und expliziten Fallrekonstruktion gelangt, die zugleich immer eine Strukturgeneralisierung in Richtung auf einen allgemeineren Typus, auf die Strukturlogik der umgebenden Lebenswelt ... bedeutet" (Oevermann,

und *Strauss* propagierte grounded-theory-Ansatz dagegen verzichtet explizit auf jede vorgängige Reduktion. Er fordert im Gegenteil maximale Vielfalt in jeder Phase des Erkenntnisprozesses, und zwar sowohl hinsichtlich der Facetten einer zu untersuchenden Fragestellung als auch hinsichtlich der Informationsquellen und der einzusetzenden Methoden als auch hinsichtlich der zu untersuchenden Fälle. Dabei fasziniert die frappierende Ähnlichkeit mit alltäglichen Strategien des Sich-Orientierens in unvertrauten Situationen, insbesondere übrigens auch mit dem Vorgehen bei einer guten journalistischen Recherche. Ähnliches zeigt sich in den Vorstellungen von *Strauss* zur Forschungsmethodenausbildung,<sup>14</sup> deren Funktion er ausdrücklich nicht in der Weitergabe abstrakter methodischer Regeln sieht, sondern in der Vermittlung solider forschungspraktischer Fertigkeiten und entdeckender Spürsinn - Forschung nicht als System methodologischer Normen, sondern als mehr oder weniger alltäglicher Entdeckungs-, Lern- und Arbeitsprozeß, als unmittelbare Tätigkeit im Feld.

Zur Erreichung des Ziels, empirisch fundierte Theorien über die zu untersuchenden Sachverhalte zu entwickeln (bzw. besser: aufzudecken), bemüht sich der grounded-theory-Forscher um möglichst extensive Datensammlung, um die Erfassung eines Maximums an *faktischen empirischen Kontexten*, um die "dichte" empirische Beschreibung ein und desselben Gegenstandes aus einer *Vielzahl verschiedener Perspektiven*. Solche unterschiedlichen Perspektiven können resultieren aus den Sichtweisen verschiedener Akteure im untersuchten Feld, aus der Erhebung von Daten mit verschiedenen Instrumenten, aus dem Aufsuchen unterschiedlicher Situations-Typen. D.h. das *Datenmaterial* selbst sollte möglichst vielfältig und der Erhebungsprozeß nicht auf die Anwendung einer einzigen Methode beschränkt sein. In anderen forschungsmethodischen Kontexten findet man dafür den Begriff der "multiplen Triangulation": Daten-, Methoden-, Theorien-, Perspektiven-Triangulation.<sup>15</sup>

Statt Gedanken über Möglichkeiten systematischer und begründeter Eingrenzungen finden wir also den genau entgegengesetzten Rat: *Informationsanreicherung anstatt -reduktion*; nicht Vorab-Präzisierung der Fragestellung und schrittweise Reduktion der Komplexität des Untersuchungs-Gegenstandes, sondern Realisierung eines Prinzips maximaler Varianz zu Beginn des Forschungsprozesses und in seinem weiteren Verlauf.

Dennoch ist - wie bei jeder wissenschaftlichen Datensammlung - auch hier das Vorgehen nicht ins Belieben des jeweiligen Forschers gestellt. Damit aus der Forderung, möglichst viele Informations-Mosaiksteinchen über möglichst viele Aspekte mit möglichst vielen Erhebungsinstrumenten aus möglichst vielen Blickwinkeln sammeln, nicht ein zielloses und willkürliches Herumstochern im Nebel resultiert, werden spezifische methodische Leitregeln aufgestellt. Die *wichtigste dieser Regeln* besagt, daß die *Erhebung nicht von der Analyse getrennt* werden kann und darf: In jeder Forschungsphase muß sich der Forscher über die Bedeutung seiner Daten im klaren sein. Er hat immer und unabdingbar jede Beschreibung mit seinem Ziel der Theorie-Entwicklung und Generalisierung zu verknüpfen. Oder in den Worten von *Strauss*: Gegenstandsbezogene, d.h. "konzeptionell dichte" Theorien sind stets "in intimer Verbindung mit den Daten" zu entwickeln.<sup>16</sup> Es gibt keine Spezialisierungen und

---

1986: 67).

<sup>14</sup> In einem Lehrtext für die Fernuniversität Hagen (*Strauss*, 1984).

<sup>15</sup> Für einen aktuellen Überblick vgl. *Flick* (1992).

<sup>16</sup> *Strauss* (1984); und an anderer Stelle: "Data collection and analysis are interrelated processes. In grounded theory, the analysis begins as soon as the first bit of data is collected. ... In order not to miss anything that may be salient to the area under study, the investigator must analyze those first bits of data for cues, and incorporate all

damit auch keine Arbeitsteilung auf die Aufgaben Design- und Instrumentenentwicklung, Datenerhebung und Auswertung; der ganze Forschungsprozeß *ist* das Instrument der Erkenntnisgewinnung.

Die grundlegende Frage des grounded-theory-Forschers lautet (nach *Strauss*, 1984): Wie kann die Komplexität der untersuchten Realität in einer auf Empirie gegründeten, gegenstandsbezogenen Theorie eingefangen werden?

Die Antwort lautet:

- durch *extensive Datensammlung* (alle Informationen, die *irgendwie* zugänglich sind);
- durch *ständige Analyse* (detailliert, intensiv, mikroskopisch genau; Anreicherung der Datenbasis in Form von Memos, die als vorläufige Interpretationen der Daten die späteren Auswertungsschritte unterstützen);
- durch *unmittelbare Rückkoppelung zur Datensammlung* ("theoretisches", d.h. von der bisherigen Dateninterpretation geleitetes, Sampling).

Das Ergebnis dieses Bemühens ist eine "grounded theory", eine auf empirischen Daten gegründete Theorie auf relativ hohem, jedoch am Untersuchungsgegenstand festgemachtem Abstraktionsniveau (eine "konzeptionell dichte" Diagnose).

Die einzelnen Arbeitsschritte in diesem Erkenntnisprozeß sind (ebenfalls nach *Strauss*, 1984):

- Datensammlung:  
Nicht nur datengenerierende Erhebung, sondern auch Sammlung aller sonst zugänglichen Dokumente, die relevante Informationen enthalten könnten (angestrebt wird von Beginn an eine möglichst weitreichende "Datenflut"); es existiert kein festes Methodenarsenal.
- Entwicklung von (datennahen) Konzepten und (theoretischen) Kategorien durch Kodieren, und zwar

a) "offenes Kodieren":<sup>17</sup>

Unvoreingenommene Inspektion der gesammelten Informationen; Herausfinden der sich aufdrängenden "fruchtbaren Fragen", Entwicklung von (vorläufigen) Ordnungskonzepten für die relevanten Dimensionen des Untersuchungsgegenstandes; "Entdeckung" von Beziehungen zwischen den Konzepten (= Hypothesengenerierung) und Zusammenfassung zu abstrakteren, theoretisch bedeutsamen Kategorien. Für den gesamten Projektverlauf gilt, daß die Aufmerksamkeit des Forschers nicht erlahmen darf: *genaue* Durchsicht *jeder* Einzelheit, vollständige Ausschöpfung des "Datenpotentials", "phantasievolle Offenheit"; keine Idee darf verlorengehen, daher Festhalten aller Eindrücke in "Memos".<sup>18</sup>

---

seemingly relevant issues into the next set of interviews and observations." (*Corbin & Strauss*, 1990: 419)

<sup>17</sup> Neuerdings noch einmal unterteilt in "open coding" (im engeren Sinne) als erstem Zugriff auf die Informationen mit dem Ziel einer Dimensionsanalyse des empirischen Materials und "axial coding" als nochmaligem Durchgang unter eher theoretischer Perspektive. (*Corbin & Strauss* 1990: 423).

<sup>18</sup> "Writing theoretical memos is an integral part of doing grounded theory. Since the analyst cannot keep track of all the categories, properties, conceptual relationships, hypotheses, generative questions that evolve from the analytical process, there must

---

be a system for doing so. The use of memos constitutes such a system." (*Corbin & Strauss*, 1990: 422)

b) "selektives Kodieren":

Gezielte Materialdurchsicht, sobald sich wichtige Kategorien herausgeschält haben; auch Durchsicht der früher angefallenen Informationen einschließlich der Memos, Suche nach Verknüpfungen zwischen Ereignissen, Fällen etc., nach Geltungskontexten, nach Bedingungen für..., nach Konsequenzen von..., nach Möglichkeiten des allmählichen Verdichtens zu übergeordneteren, theoretisch zentraleren Kategorien.

- Definition von Zentralkategorien (core categories):  
Deren Funktion ist die Integration der Befunde in einer gegenstandsbezogenen Theorie. Als Anforderungen werden genannt: Zentralität, Häufigkeit, Beziehungen zu anderen Kategorien, Implikation zu generellen Theorien, maximale Variation.
- Theoretisches Sampling:  
Darunter ist eine vom Prozeß der Theoriegenerierung angeleitete Auswahl der jeweils nächsten Fälle, Ereignisse, Situationen etc. zu verstehen. Für den grounded-theory-Ansatz existiert kein vorab definierbarer Auswahlplan, existieren nicht einmal vorab definierbare Auswahleinheiten. Da Datenerhebung und Analyse konzeptionell als nicht voneinander trennbar angesehen wird, ist theoretisches Sampling ein *paralleles* Ausweiten der Datenbasis und der versuchsweisen theoretischen Interpretationen, verbunden mit dem ständigen Bemühen, diese Informationsfülle zugleich auf wichtige, zentrale Kategorien und Konstrukte (die "grounded theory") zu reduzieren.
- Vergleichende Auswertungen:  
Umfassende Vergleiche sind zentral für den Analyseprozeß; anfangs zwischen verschiedenen Datenquellen, Einzelfällen, Kategorien, später auch zwischen Gruppierungen. Das ständige Gruppieren nach ähnlichen und unähnlichen Fällen und Prozessen ist ein Instrument zur Erhöhung der Präzision und Konsistenz von Aussagen. (Corbin & Strauss, 1990: 421)
- Theorie-Integration:  
Schließliches Ziel ist die (kontextgebundene) Verallgemeinerung, ist die Verknüpfung der Kategorien zu einem in sich geschlossenen, um einige wenige Zentralkategorien herum gruppierten Aussagensystem für den Untersuchungsgegenstand. Hilfsmittel dafür sind: komprimierende Diagramme (analog zu Kausal-Diagrammen), theorieorientierte Memos (die fortlaufende Sammlung von "Zwischendurch-Interpretationen"), theoretisches Sortieren (themenzentriertes Ordnen vor allem der Memos; neues Ordnen des Materials bei jedem neuen Thema; Nutzung des Materials als "Fundgrube").

Wichtig im Selbstverständnis des grounded-theory-Ansatzes ist allerdings: Die aufgelisteten Punkte bezeichnen nicht Phasen im Forschungsprozeß. Sie bezeichnen Entwicklungsstufen der Erkenntnisgewinnung, an deren Anfang mehr oder weniger diffuse Forschungsinteressen, an deren Ende gegenstandsbezogene theoretische Entwürfe stehen, die in der Lage sind, *alle* gesammelten Informationen zu integrieren. Im Prozeßablauf des Forschungsprojektes können und werden - parallel - für einige Aspekte schon Zentralkategorien definiert worden sein, mit deren Hilfe bereits theoretische Konstruktionen vorgeschlagen werden, während in anderer Hinsicht noch das gezielte Erheben von Daten und das offene Kodieren notwendig ist.

### 3. Qualitativ "versus" quantitativ? Gegensätze oder komplementäre Forschungsansätze?

*Wilson*, obwohl einer der führenden Vertreter der interpretativen Soziologie, stellt die Berechtigung der üblichen Gegenüberstellung von qualitativen "versus" quantitativen Methoden der Sozialforschung in Frage und vertritt die These, die so unterschiedlich

erscheinenden Ansätze hätten eher komplementären als konkurrierenden Charakter. (1981: 58). Ähnlich argumentiert *Lamnek*; er empfiehlt ein "multimethodisches Vorgehen" und verbindet damit "Hoffnungen auf ein breiteres und profunderes Erkenntnispotential ..., das sich nicht zuletzt aus dem zusätzlichen Einsatz qualitativer Methoden ergibt" (1988: 241). Die zu Beginn aufgestellte These im vorliegenden Beitrag geht einen Schritt weiter. Sie besagt, daß die um wissenschaftliche Anerkennung konkurrierenden Ansätze in ihren Methodologien jeweils spezifische "blinde Flecken" aufweisen und daß faktische Differenzen zwischen ihnen u.a. deshalb fortbestehen, weil das gegenwärtig verfügbare informationstechnologische Potential nicht hinreichend genutzt wird, um die Methodologien zu "kompletieren". Konsequenz zu Ende gedacht heißt dies: Es besteht keine Notwendigkeit für die Aufrechterhaltung unterschiedlicher - qualitativer "versus" quantitativer - Ansätze. Eine "komplette Methodologie" der Sozialforschung muß qualitative *und* quantitative Vorgehensweisen integrieren.

Diese These ist nicht ganz neu. *Bammé* und *Bartens* sahen bereits 1985 aufgrund der von ihnen in der Forschungspraxis zunehmend beobachteten Methodenvielfalt und der verloren gegangenen "Dominanz quantitativ-empirischer Verfahren, wie sie für die fünfziger und auch noch sechziger Jahre charakteristisch war", die empirische Sozialforschung auf dem Weg zu einer "Einheitswissenschaft" - im wörtlichen Sinne dieses Begriffs (1985: 5).<sup>19</sup> Dennoch: *wissenschaftstheoretische Diskussionen* erwecken durchaus auch heute den Eindruck, es handele sich bei den unterschiedlichen Forschungskonzepten um unvereinbare Gegensätze. Daran ändert auch das Faktum nichts, daß *bei forschungspragmatischer Betrachtung* die scheinbaren Gegensätze rasch verwischen und sich dann als lediglich unterschiedliche Grade der Realisierbarkeit bei gegebenen Randbedingungen darstellen.

Um die Überlegungen in dieser Richtung weiterführen zu können, wenden wir uns wieder den oben skizzierten Ansätzen zu. Nachdem im vorigen Kapitel die alternativen Strategien im Umgang mit Informationen dargestellt wurden, sollen sie nun einem Quervergleich im Hinblick auf drei analytische Kategorien unterzogen werden, und zwar: Anfangs- und Endpunkt der Forschung sowie Status der Daten und Datenanalyse. Dabei wird zugleich der Frage nachgegangen, inwieweit sich die Grenzen der Realisierbarkeit der jeweiligen Ansätze durch technische Hilfsmittel weiterstecken lassen als bisher.

### 3.1 Anfangs- und Endpunkt der Forschung

#### 3.1.1 Traditionelle Sozialforschung

Die herkömmliche empirische Sozialforschung verfügt über einen klaren, durch präzisierte Fragestellung und Auswahlplan definierten Anfangspunkt. Ebenso existiert ein durch methodische Regeln der Datenerhebung und Datenreduktionsverfahren relativ gut bestimmter Endpunkt der Auswertungen.

Unbestimmt bleibt allerdings das Verfahren der *Ergebnisinterpretation*, jedenfalls wenn man sich nicht mit der leerformelhaften Aussage zufriedengeben will, daß sie den durch den Operationalisierungsvorgang geebneten Weg der Informationsreduktion in umgekehrter Richtung beschreitet. Die statistischen Häufigkeiten, Kennziffern usw. sind ja nicht Selbstzweck; sie müssen mit Bedeutung angereichert werden, die über den reduzierten Merkmalsraum hinaus unter den Bedingungen der komplexen Realität Geltung besitzen soll.

---

<sup>19</sup> Die Autoren glaubten sogar Gründe zu erkennen, die "mittelfristig zu einem Paradigmawechsel führen *müssen* [Hervorhebung H.K.] und damit unter anderem auch den Weg zu einer Einheitswissenschaft vorbereiten" (aaO.: 29). Falls ein solcher Prozeß tatsächlich im Gange sein sollte, scheint er allerdings sehr langsam zu verlaufen.



Wie dies zu geschehen hat, bleibt weitgehend offen, hängt in erster Linie von der Intuition der Forscher ab; Ad-hoc-Interpretationen sind so eher die Regel als die Ausnahme.

### 3.1.2 Objektive Hermeneutik

Beginnen kann der Interpret an einem relativ beliebigen Anfangspunkt; in der Regel wird dies die erste Textsequenz im dokumentierten Interaktionstext sein. Die prinzipielle Beliebigkeit des Einstiegs ist eine Konsequenz aus der spezifischen Perspektive dieser Forschungsrichtung, die nicht von isolierten Ereignissen oder Handlungen, sondern von *einem* fortlaufenden Interaktionsstrom ausgeht, und dem Axiom, daß sich in diesem Interaktionsstrom fortlaufend die zu untersuchende Realität objektiviert.

Der Endpunkt der *extensiven* Deutungsbemühungen (Feinanalyse) ist gekennzeichnet durch die gelungene Rekonstruktion von Kommunikations- oder Interaktionsfiguren sowie ihrer Einbettung in Strukturhypothesen. Damit ist nicht nur ein Konvergenzkriterium für die Feinanalyse formuliert, das von der Interpretengruppe nach ihrem Belieben gehandhabt werden kann, sondern zusammen mit der "Sparsamkeitsregel" eine Norm gesetzt: Es sind keine größeren Textabschnitte in dieser Weise zu interpretieren, als für die Rekonstruktionsleistung unbedingt benötigt werden. Das übrige, umfangreichere Material wird damit "keineswegs überflüssig, sondern dient gezielten Falsifikationsversuchen der auf der Grundlage weniger extensiver Feinanalysen entwickelten Strukturhypothese über den Fall und seine soziale Einbettung sowie der auf dieser Grundlage möglichen gezielten Analyse spezifischer objekttheoretischer Fragestellungen". (Overmann, 1986, 67)<sup>20</sup>

Falls allerdings die Durchsicht der weiteren verfügbaren Interaktionstexte ergibt, daß Textsequenzen nicht vollständig mit den bisher entwickelten Kategorien interpretierbar sind (100%-Regel) oder daß die bisherigen Interpretationen nicht mit den neuen Informationen im Einklang stehen, muß die Feinanalyse erneut aufgenommen werden.

### 3.1.3 Grounded Theory

Der Einstiegsunkt in das Feld ergibt sich durch das Thema und die vorläufigen Vorannahmen des Forschers; danach stellt sich die Forschung als Rückkoppelungsprozeß zwischen ständiger Auswahl, Datenerhebung und Analyse dar. Ziel ist die "theoretisch dichte" Diagnose;<sup>21</sup> die Kategorien sollen die "ganze Breite" der Ereignisse etc. erfassen. Als Konvergenzkriterium gilt die "theoretische Sättigung"; anders formuliert: sämtliche gefundenen theoretischen Konzepte der gegenstandsbezogenen Theorie sind durch empirische Beobachtungen "gesättigt". D.h., neue Fall-Informationen tragen keine zusätzlichen Erkenntnisse (im Sinne noch "dichterer" Diagnose) mehr bei und geben keinen Anstoß für Modifikationen oder Ergänzungen der bisher gefundenen theoretischen Konstrukte. Ähnlich wie bei der objektiven Hermeneutik gilt auch hier eine "100%-Regel": *jede* Kategorie für sich muß durch empirische Daten "gesättigt" sein.

---

<sup>20</sup> Die "Sparsamkeitsregel" hat also nicht nur forschungsökonomische, sondern auch erkenntnislogische Bedeutung. Je geringer der Anteil des für die Rekonstruktionsleistung benötigten Textes, um so reichhaltiger ist das für Versuche der Falsifikation der gewonnenen Konzepte und Hypothesen noch verfügbare Material.

<sup>21</sup> Vgl. das ähnliche Konzept "dichte Beschreibung" bei Geertz (1983).

## 3.2 Status der Daten und Datenanalyse

### 3.2.1 Traditionelle Sozialforschung

Ein "Datum" ist nach deren Verständnis etwas Gegebenes, etwas Feststehendes, ein (dem Ziel nach) objektiver Befund. Daten kommen zustande durch Anwendung kontrollierter Methoden; sie sind in der erhobenen Form abhängig von den Relevanzentscheidungen des Forschers; sie entstehen im Ablauf eines vom Prinzip her linearen Forschungsprozesses. Empirische Daten sind die einzige und letzte Entscheidungsinstanz über die Richtigkeit oder Falschheit von Hypothesen und Theorien (Korrespondenztheorie der Wahrheit); es handelt sich um Informationen, die gezielt selektiv für vorab explizit formulierte Fragestellungen erhoben werden, also um '*reduktive Daten*'.

Datenerhebung und Datenanalyse sind im Ansatz der herkömmlichen Sozialforschung untrennbar aufeinander bezogen. Dies gilt jedoch nicht - wie beim grounded-theory-approach - in der Weise, daß diese beiden Teilaufgaben der Forschung in einer Art Rückkoppelungsprozeß ständig miteinander verwoben wären. Im Gegenteil: Es besteht eine nichtreursive Beziehung und eine hierarchische Ordnung. Idealtypischerweise werden auf vorab formulierte Auswertungsfragen zugeschnittene Daten definiert und erhoben; sie sind symbolisches Abbild des zu untersuchenden Realitätsausschnitts. Fazit: Daten sind den Auswertungsverfahren untergeordnet und in ihrer Existenz von den Auswertungsfragen abhängig.<sup>22</sup>

An Daten, die einen derart allumfassend entscheidenden Charakter besitzen (sollen), sind natürlich extrem hohe Qualitätsanforderungen zu stellen. Dazu im Widerspruch steht die Beobachtung, daß zur *Absicherung und Erhöhung der Gültigkeit* empirischer Daten im traditionellen Forschungskonzept erstaunlich wenig Anstrengungen unternommen worden sind. Pretests beispielsweise von Fragebögen beschränken sich - falls sie überhaupt durchgeführt werden - meist auf die Prüfung, ob die Fragen "verständlich" sind und der Fragebogen "übersichtlich" erscheint. Ansätze zur Umsetzung von "Instrumententheorien" in handlungsleitende Anweisungen erweisen sich bei näherem Hinsehen nur als sog. "Kunstlehren" und nicht als theoretisch abgesicherte Methodologien. Die in Methodologien-Diskursen gehandelten "Fehlertheorien" haben den Weg zur Basis offenbar bisher nicht gefunden. Vorschläge zur Weiterentwicklung des standardisierten Erhebungsinstrumentariums<sup>23</sup> werden kaum beachtet.

Die Grenzen der Leistungsfähigkeit sind lediglich im Hinblick auf größere Schnelligkeit der Absolvierung der Feldarbeit und/oder leichtere Organisation der Erreichbarkeit von Zielpersonen verschoben worden (z.B. durch die Konzipierung von Muster-Stichprobenplänen und die Erstellung von Ziehungsbändern durch die ADM oder durch computerunterstützte Telefoninterview-Verfahren CATI). Schon bei der Frage aber, welche Auswirkungen ständig rückläufige Ausschöpfungsquoten auf die Datenqualität haben und

---

<sup>22</sup> Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es handelt sich hier um *methodologische* Aussagen. Daß die Forschungsrealität manchmal ganz anders aussieht, daß also reduktive Daten erhoben werden, deren *Status als Indikatoren* für präzise definierte Analysekatoren noch gar nicht feststeht, ist kein Widerspruch zu dieser Einschätzung, sondern zeigt lediglich ein forschungspraktisches Problem auf, wenn dieser Ansatz für sog. "explorative Zwecke" mißbraucht wird. Eine explorative Analyse reduktiver Daten ist ein Widerspruch in sich selbst und die Ursache für zahlreiche Forschungsartefakte!

<sup>23</sup> Wie etwa das Konzept quasi-experimenteller Befragungsformen von Kreutz (Beispiele dafür sind dokumentiert in *Kreutz, 1988*).

wie dadurch heraufbeschworene Defizite auszugleichen sein könnten,<sup>24</sup> sucht man vergeblich nach Antworten. Eine weitere Erhöhung der Brutto-Fallzahlen ist jedenfalls keine Lösung, die auch nur einen winzigen Schritt weiterführen würde. Daten mit mangelhafter Gültigkeit werden nicht dadurch besser, daß man sie vervielfacht.

Als extremes Gegenstück zur stiefmütterlichen Behandlung der Datenerhebungstechnik stellt sich das Gebiet der Datenanalysetechnik dar. In geradezu vorbildlicher Weise sind hier parallel zur zunehmenden Leistungsfähigkeit und Verfügbarkeit der EDV auch die quantitativ ausgerichteten Analysetechniken weiterentwickelt und zugänglich gemacht worden. Häufigkeitsverteilungen und Kontingenztabelle (auch wenn sie in vielen Forschungsberichten immer noch Monopolstellung einnehmen) sind längst nicht mehr die Auswertungstechniken, die allein als leicht handhabbar zu gelten haben.

Es gibt mittlerweile die vielfältigsten Modelle der Analyse latenter Strukturen, der Faktoren- und Cluster-, der Varianz-, Diskriminanz-, Regressions- und Pfadanalyse; es gibt Modelle für unterschiedliche Skalenniveaus, für rekursive und nichtrekursive Strukturen, für gemessene und hypothetische Variablen usw. Durch die Verbreitung von Statistik-Analysepaketen wie SPSS, SAS, SYSTAT u.a. sind diese Auswertungsverfahren jedem Interessierten (auch für die Benutzung auf dem PC) zugänglich - was jedoch so lange nicht unbedingt als Vorzug angesehen werden kann, wie die Qualität der Daten nicht den statistisch-mathematischen Modellansprüchen sowie den Ansprüchen an die inhaltliche Gültigkeit genügt.

### 3.2.2 Objektive Hermeneutik

Im Unterschied zur traditionellen Sozialforschung argumentiert die objektive Hermeneutik mit einem Konzept '*nichtreduktiver Daten*'. Sie konstituieren sich aus

- den in sprachlicher Form objektivierten Realitätsstrukturen als *Primärdaten und*
- den Explikations-Texten der Interpreten als aufbereitete *Daten der Fallrekonstruktion*.

Da eine Interpretation niemals vollständig abgeschlossen ist, sind folglich Daten immer etwas Vorläufiges, prinzipiell Revidierbares. Eine alles andere zurückdrängende Bedeutung und Gewichtigkeit hat die interpretative Rekonstruktion; bezogen auf das Konstrukt "Daten" heißt dies: Daten sind *nicht* etwas Gegebenes, Feststehendes, sondern etwas Rekonstruiertes; sie sind somit nur quasi-objektive Indikatoren für die objektive Realität, die sich in ihnen dokumentiert.<sup>25</sup> Jede Weiterentwicklung von Technologien, die eine vollständigere *Dokumentation* von Interaktionsströmen ermöglicht oder erleichtert, schiebt die Grenzen der prinzipiellen Anwendbarkeit dieses Verfahrens weiter hinaus.

Die Rekonstruktionsmethode der objektiven Hermeneutik ist ja explizit *nicht* auf Interaktionsdokumente beschränkt, die in sprachlicher Form vorliegen, sondern auf *jede* Dokumentation von "symbolisch vermittelten sozialen Handlungen oder Interaktionen, seien es verschriftete, akustische, visuelle, in verschiedenen Medien kombinierte oder anders archivierbare Fixierungen. Die Interpretierbarkeit des Protokolls ist unabhängig von seiner materiellen Form prinzipiell an die Bedingung der Versprachlichung oder sprachlichen Paraphrasierbarkeit der Interaktionsbedeutungen gebunden. In welcher Form auch immer protokollierte Interaktionen können als Interaktionstexte oder Texte gelten, die den eigentlichen Gegenstand der Interpretation darstellen." (*Oevermann et al.*, 1983: 95)

---

<sup>24</sup> Vgl. *Kromrey* (1987).

<sup>25</sup> Der Begriff "dokumentieren" ist hier im Sinne der "dokumentarischen Methode" der Interpretation zu verstehen; vgl. dazu etwa *Wilson* (1973, unter Berufung auf Garfinkel).

Den gravierendsten Engpaß bilden nun die Riesenmengen an zugeordneten Sekundärdaten, an "Daten der Fallrekonstruktion". Die von Hermeneuten neuerdings gewählte Strategie, mit großen Textmengen umzugehen, besteht in einer teilweisen Abkehr von den Regeln, wie sie *Oevermann et al.* (s.o.) formuliert haben, d.h. die Prozedur der Feinanalyse nicht so genau zu nehmen, wie ausdrücklich in der Einleitung zu einem neueren Reader vermerkt: "Faktisch wird aber nicht mehr ... nach dieser ... Analyseform [der Feinanalyse, H.K.] vorgegangen, sondern ... die objektive Hermeneutik als Kunstlehre verstanden." Und: "Eine Kunstlehre zielt auf die intuitive Kraft des Verstehens."<sup>26</sup> Eigentlich müßte dieser Weg der "Verwässerung" aber nicht beschränkt werden. Sofern nämlich das Dokumentationsmedium nicht nur eine möglichst vollständige Dokumentation erlaubt (z.B. Video), sondern auch hinreichend hohe Speicherkapazität aufweist, schnellen Zugriff auf beliebige Stellen der Dokumentation sowie die eindeutige Zuordnung von Paraphrasierungen und ergänzenden Interpretationen ermöglicht, in dieser Engpaß behebbar, ist die Methode prinzipiell auch bei großen Datenmengen einsetzbar. Auch das als typisch "qualitativ" bezeichnete Auswertungsverfahren, die hermeutische Explikation des Datenmaterials ist mit Hilfe geeigneter Software für die qualitative Inhaltsanalyse durchaus EDV-gestützt durchführbar und muß nicht aus forschungspragmatischen Gründen auf kleine Textausschnitte beschränkt bleiben.

Das von *Oevermann* postulierte Ringen der Interpretengruppe um die Rekonstruktion von Interaktionsfiguren, von gesellschaftlichen Strukturen, die sich (so die Annahme) hinter der Oberfläche der Interaktionsprotokolle verbergen, wird durch ein leistungsfähiges Informationsmanagement-Instrument nicht nur nicht behindert - es wird durch die Möglichkeit eines schnellen und gezielten Zugriffs auf vorhergehende Konstellationen von Text und Interpretationen erst in vollem Umfang ermöglicht.<sup>27</sup>

### 3.2.3 Grounded Theory

Als "Daten" gelten die subjektiven Wahrnehmungen und Situations-Interpretationen der in der Realität Handelnden. Diese sind auf möglichst vielfältige Weise zu dokumentieren, um im Idealfall das vollständige Spektrum subjektiver Sichtweisen der Akteure zu erfassen und dem Forscher zugänglich zu machen. In der für die Forschung verwendeten Datenbasis sollen sich explizit die Relevanzsysteme der Akteure (nicht - wie bei der deduktiv-nomologisch angeleiteten Position - die der Forscher) niederschlagen.

Da alle Realitätswahrnehmungen als Resultat subjektiver Interpretationen verstanden werden müssen (als Interpretationen durch die jeweils wahrnehmende Person), stellen auch *solche* Gegenstands-Daten *nicht* etwas für die Analyse fest Vorgegebenes dar. Vielmehr sind sie eher ein Erkenntnis-Potential, aus dem der Forscher nach Bedarf schöpfen kann, das er aber bei Bedarf auch noch ergänzen muß. Forschung versteht sich nicht als Konfrontation von Hypothesen *über* die Realität mit Daten *der* Realität, sondern als Gewinnung von Hypothesen *aus* der Realität, als etwas, das man durchaus die iterative Bemühung um Annäherung an ein "Gesamtkunstwerk" nennen könnte. Auch hierfür benötigt man 'nichtreduktive Daten', empirische Beschreibungen *und* möglichst umfassende Kontextinformationen.

Eine solche Art von Forschungsverständnis steht und fällt von Beginn an mit der Möglichkeit leistungsfähigen Datenmanagements. Dem grounded-theory-Forscher wird ausdrücklich empfohlen, sich im Verlaufe seines Erkenntnisprozesses nicht vorschnell in einer bestimmten Richtung zu orientieren, sondern möglichst viel Material aus allen nur möglichen

---

<sup>26</sup> *Aufenanger, Stefan & Lenssen, M.*: Einleitung: Zum Programm der objektiven Hermeneutik (in: *dies.*, 1986: 11 u. 2).

<sup>27</sup> Vgl. *Kuckartz* (1992).

zugänglichen Quellen anzuhäufen - eine *Todsünde* für jeden auf strikte Themenzentrierung eingeschworenen Forscher in der deduktiv-nomologischen Tradition, eine *Notwendigkeit* dagegen für die "Entdeckung" theorierelevanter Strukturen, allerdings unter In-Kauf-Nahme einer bisher kaum zu bewältigenden Datenflut. Folge: Unausgewertete "Datenfriedhöfe".

Die objektive Hermeneutik umgeht - in ihrer "ursprünglichen" Form - das auch bei ihr naheliegende Problem der Daten-Überflutung durch eine ganz drastische Reduzierung der Primärdaten-Basis und die o.g. "Sparsamkeits-Regel". Der grounded-theory-Ansatz will und kann diesen Ausweg nicht gelten lassen. Ohne technische Hilfsmittel aber wird jeder *Einzelforscher* eher früher als später vor der Menge des angesammelten Materials kapitulieren; jede *Forschergruppe* muß irgendwann am übermächtig werdenden Kooperationsaufwand scheitern. Kein Wunder, wenn dann häufig doch die Flucht in eine "vorschnelle" Orientierung auf nur noch *eine* Erkenntnisrichtung gewählt wird und die angestrebte "empirisch und konzeptionell dichte" Gegenstandstheorie nicht zustande kommt. Bei konsequentem Einsatz von EDV-gestütztem Datenmanagement kann auch diese Grenze überwunden, zumindest jedoch hinausgeschoben werden.

Es gelten die gleichen Schlußfolgerungen wie für die objektive Hermeneutik, sowohl für die Informationsspeicherung und -verwaltung wie für die Auswertung. Sie gelten sogar in noch höherem Maße, da Informationssammlung und Informationsauswertung hier keine getrennten Arbeitsvorgänge darstellen, sondern untrennbar ineinander verwoben sind. Die "Entlastung vom Handlungsdruck", die die Methodik der objektiven Hermeneutik den Interpreten zugesteht und die es ihnen ermöglicht, ohne zeitliche Restriktionen auch "unwahrscheinlichen Lesarten" nachzugehen (*Oevermann et al.* 1983: 111), kann der grounded-theory-Forscher für sich nicht in Anspruch nehmen. Das "theoretische sampling", die theoriegeleitete und theorie-entdeckungs-orientierte Auswahl der jeweils als nächstes zu erfassenden und zu analysierenden Fälle benötigt fortlaufende Auswertungsergebnisse auf der Basis der bisher gesammelten Fall-Informationen. Umso mehr steht und fällt dieser Forschungsansatz mit einem schnell und zuverlässig funktionierenden Informationsmanagement, das sich im übrigen nicht auf reine Textverwaltungshilfen (etwa im Prozeß des "offenen Kodierens") beschränken dürfte. Eine ähnlich zentrale Bedeutung könnte den spezielleren Verfahren computerunterstützter Inhaltsanalyse<sup>28</sup> während des weitergehenden "selektiven Kodierens" zukommen. Naheliegend wären auch Versuche, Instrumente und Datenbanklogik aus dem Kontext wissensbasierter Systeme für die empirische Sozialforschung nutzbar zu machen, wie sie umgekehrt durchaus unternommen werden (vgl. *Pidgeon et al.*, 1991).

#### 4. Die empirische Sozialforschung benötigt eine "komplette Methodologie"

Es liegt nicht in der Absicht dieses Beitrag, lediglich die Nachteile des einen oder die Vorzüge eines anderen Forschungsansatzes aufzuzeigen. Schon gar nicht geht es um das Sammeln von Rechtfertigungsgründen für die häufig geübte Praxis, sich in Gänze zwischen der einen oder der anderen Strategie zu entscheiden. Im Gegenteil: eine Begrenzung der Forschung auf nur eine Perspektive bedeutet eine unnötige Amputation ihres Erkenntnispotentials. Zentrales Anliegen ist das Plädoyer - zumindest - für Bemühungen, den jeweils verfolgten wissenschaftlichen Ansatz methodologisch zu komplettieren. Faktum ist, daß auch bei Aufrechterhaltung der prinzipiell unterschiedlichen Herangehensweisen jede der dargestellten Forschungsstrategien methodische Bausteine der anderen verwenden kann.

- Für die *objektive Hermeneutik* beispielsweise besteht überhaupt kein Grund, nach der Rekonstruktion von Handlungs- und Sinnstrukturen, nach der Aufdeckung einer Kommunikationsfigur die Analyse zu beenden und die übrigen Textmaterialien

---

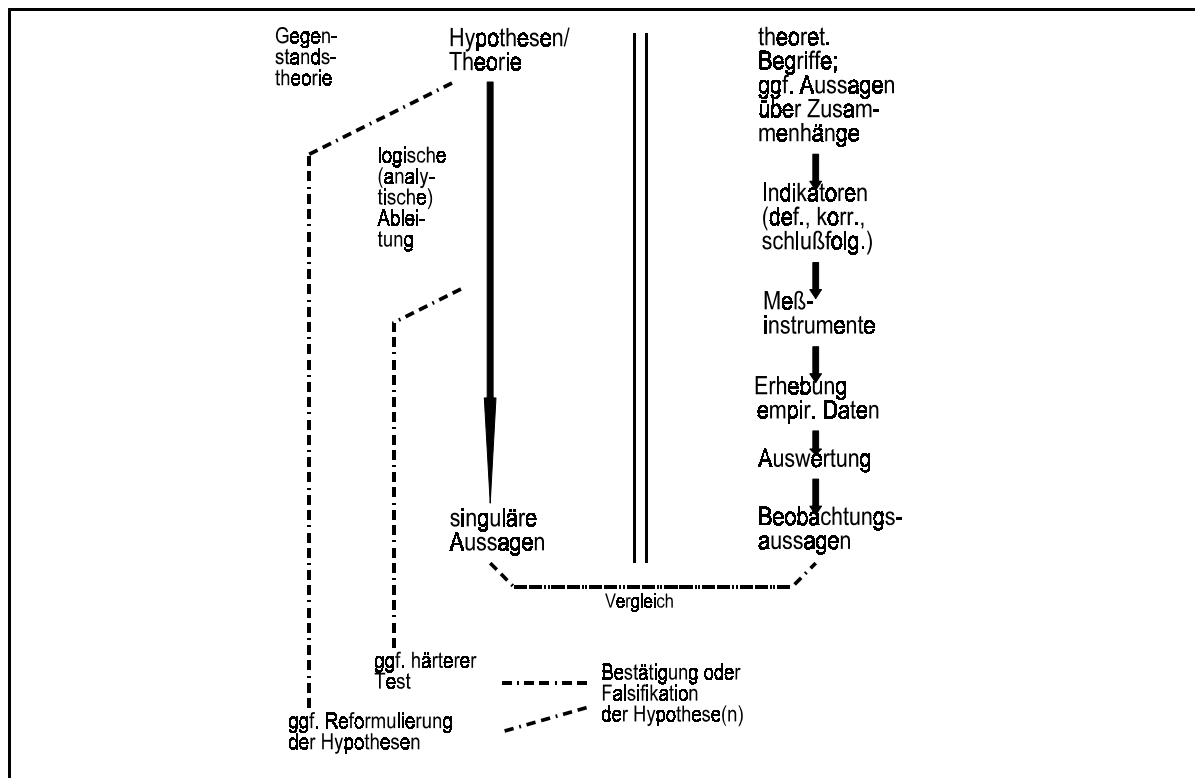
<sup>28</sup> Vgl. z.B. *Züll et al.* (1991). Auch das Programm INTEXT (Autor: Harald *Klein*, Lengerich) ist auf solche Bedarfe zugeschnitten.

allenfalls für eine überschlägige Validitätsprüfung zu nutzen; eine Validitätsprüfung, die lediglich darin besteht, bei der Lektüre des Restes der Texte festzustellen, ob die ermittelten Strukturen ausreichen, um auch die folgenden Sequenzen vollständig einzuordnen. Was hindert die Interpreten daran, mit Hilfe der gewonnenen Kategorien und EDV-unterstützt das vollständige Datenmaterial zusätzlich mit dem Instrument der systematischen, standardisierten Inhaltsanalyse quantitativer Provenienz auszuwerten?

- Für das Verfahren der *grounded theory* sind hinsichtlich der angemessenen Datenerhebung ohnehin keine Begrenzungen vorgesehen, so daß bei entsprechendem Stand der Ausformulierung der gegenstandsbezogenen Theorie im Datenerhebungsprozeß auch standardisierte Instrumente angemessen sein können. Und das als Auswertungsstrategie postulierte Prinzip des maximalen Vergleichs läßt sich ohne weiteres auch auf quantitative Daten mit Hilfe der zur Verfügung stehenden statistischen (multivariaten) Modelle übertragen. Auch hier also besteht kein Anlaß für eine einschränkende Methoden-Diät.
- In der *Sozialforschung deduktiv-nomologischer Prägung* schließlich bleibt bei aller scheinbaren Formalisierung durch methodische Regeln die Anfangs- und die Endphase der Forschung merkwürdig verschwommen. Hier ist eine Vervollständigung der Methodologie nicht nur sinnvoll, sondern absolut notwendig. Die Verfahren der konkurrierenden Forschungsschulen können dafür wertvolle Anregungen liefern.

Besonders hierauf - auf die Behauptung, daß die Methodologie des herkömmlichen, auf Standardisierung ausgerichteten Forschungsparadigmas unvollständig sei - sei abschließend noch etwas näher eingegangen. Die Unvollständigkeit fällt ja im allgemeinen nicht besonders auf, weil *zum einen* der Großteil der "real existierenden Sozialforschung" - die alltägliche Arbeit der Institute - ohnehin nach den bei ihnen im Laufe der Jahre angesammelten Routinen abläuft, und weil *zum anderen* die wissenschaftstheoretisch-methodologische Diskussion fast ausschließlich am Typ der "theorie- bzw. hypothesentestenden Untersuchung" anknüpft. Und für diesen Forschungstyp "Hypothesentest" existiert in der Tat eine relativ komplette Methodologie.

Der Forschungsprozeß "traditioneller" Sozialforschung II: Theorietest-Design (Kromrey, 1991: 134)



Man erkennt an der grafisch skizzierten Forschungslogik: Eine unscharfe, durch eine systematische "dimensionale Analyse des Untersuchungsgegenstandes" erst zu strukturierende Ausgangssituation taucht als Problem gar nicht auf; die zu testende Hypothese definiert das Untersuchungsfeld in eindeutiger Weise. Auch eine Interpretation der empirischen Befunde ist gar nicht erforderlich. Die Daten sind - wenn methodisch korrekt verfahren wurde - exakt aus *dem* Realitätsausschnitt erhoben worden, über den die zu testende Hypothese eine Behauptung aufstellt; und sie sind aus *der* Perspektive erhoben worden, die in der Test-Hypothese eingenommen wird. Es muß gar nichts mehr "interpretiert", es muß nur noch verglichen werden: theretischer Basissatz versus empirischer Protokollsatz.

Fälle von "lehrbuchmäßigen" Hypothesentests oder Theorietests sind jedoch im Vergleich zur Fülle eher deskriptiver empirischer Forschung ausgesprochen selten; Berichte in sozialwissenschaftlichen Fachzeitschriften über scheinbar hypothesentestende Untersuchungen erweisen sich auf den zweiten Blick oft - in diesem Aspekt - als Formulierungsartefakte: Ad-hoc-Erklärungen, Ad-hoc-Hypothesen, die erst in der Phase der Interpretation "signifikanter" Befunde eingeführt wurden, werden unter der Hand zu forschungsleitenden oder gar empirisch zu testenden Hypothesen umformuliert.

Für den vorherrschenden Forschungstyp "Deskription" oder Diagnose eines sozialen Problems fehlen dagegen methodisch eindeutige Regeln schon - wie angemerkt - für einen ganz zentralen Punkt der *Design-Konstruktion*: nämlich für den wichtigen und vorentscheidenden Arbeitsschritt der Dimensionierung des Untersuchungsgegenstandes, der dimensional Analyse (oder Konzeptionalisierung). Sofern dieser Punkt in den Methodenlehrbüchern überhaupt ernsthaft angesprochen wird, bleibt es meist bei relativ unscharfen Empfehlungen, die eher an die Intuition des Forschers appellieren, als methodisch kontrollierbare Anleitungen zu bieten. Forschung wird so insgesamt zur "Kunstlehre", anstatt zu angewandter Methodologie.

Noch weniger gibt es an Handreichungen für die *Interpretation der Zahlenwerte*, die die deskriptive statistische Auswertung liefert. Anhaltspunkte dafür böte zwar eine methodisch kontrolliert verfahrenende Konzeptionalisierung oder Dimensionsanalyse zu Beginn des Projekts - die aber fehlt häufig genug völlig. Darüber hinaus ist dann vor allem die Phantasie des Interpreten gefordert; und das heißt: Ad-hoc-Erklärungen empirischer Befunde sind die alltägliche Regel (die im Falle seriöser, ehrlicher Forschung auch als solche ausgegeben werden). Hier - ebenso wie im Falle der Konzeptionalisierung zu Beginn der Forschung - könnte insbesondere der grounded theory approach Anregungen für eine Weiterentwicklung der Methodologie bieten.<sup>29</sup>

Konsequenterweise sollte aber die Entwicklung auf die Dauer nicht bei solchen Zwischenschritten stehenbleiben, sondern auf dem Weg zu einer "Einheitsmethodologie" im oben bereits angedeuteten Sinn fortschreiten. Mittlerweile wird von Repräsentanten aus den unterschiedlichsten Lagern eingestanden, daß es keine einleuchtenden Gründe gegen die Empfehlung gibt, das Forschungsdesign in bestmöglicher Weise dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand anzupassen und alle für die Fragestellung relevanten Informationsquellen in angemessener Weise zu nutzen.<sup>30</sup> Genauso wenig einleuchtend aber ist dann die Vorstellung, prinzipiell unterschiedliche methodologische Strategien seien dennoch unverzichtbar, je nachdem, ob das Erkenntnisinteresse auf die Entdeckung oder den Test einer Theorie, auf die Rekonstruktion oder die quantitative Beschreibung gesellschaftlicher Strukturen gerichtet sei. Auch der Dauerdisput, ob quantifizierende oder qualitative Verfahren als "wissenschaftlicher" gelten dürfen, ob als sie vor- oder nachrangig zu behandeln seien, könnte dann als überwunden gelten. In den Worten Wilsons: "It follows ... that qualitative and quantitative approaches are complementary rather than competitive methods. Each supplies a kind of information that is not only different from the other but also essential for interpreting the other. Quantitative data reveal patterns of regularities ... and give essentially distributive information, while qualitative data shed light on the concrete social processes by which particular patterns ... are produced. Consequently, use of a particular method cannot be justified in terms of one's 'paradigm' or preference but rather must be based on the nature of the actual research problem at hand." (*Wilson*, 1981: 58)

## 5. Nachbemerkung

Im vorliegenden Beitrag wurde aus einem weiten Feld, in dem Handlungsbedarf erkennbar ist, nur ein Aspekt herausgegriffen: die Möglichkeit des gegenseitigen Nutzarmachens von Methoden und Verfahren aus scheinbar "feindlichen" Forschungslagern. Die Verbesserung - und Komplettierung - der Methodologie empirischer Forschung ist selbstverständlich noch auf andere Weisen möglich und notwendig. Dazu zwei Beispiele:

"Der Forschungsprozeß ist ein Entscheidungsprozeß" - diese Aussage wird allseits als Trivialität akzeptiert. Ebenso allseits aber wird daraus keinerlei Konsequenz gezogen, weder methodologisch noch forschungspraktisch. In den meisten Projekten wird in dieser Hinsicht dahindilettiert. Methoden der systematischen Entscheidungsfindung (etwa Kreativitätstechniken und Strukturierungsverfahren) bleiben in der Phase der Design-Ausarbeitung unbekannte Fremdwörter. Über Systemanalysen und Systemsimulation wird

---

<sup>29</sup> Das wird von manchem überzeugten Vertreter der deduktiv-nomologischen Position nicht gern gehört. Dennoch gibt es Beispiele in Fülle, die die Notwendigkeit einer methodologischen Komplettierung für den umfangreichen Bereich nicht-hypothesentestender Forschungspraxis belegen (vgl. z.B. *Kriz*, 1981); einige Beispiele aus aktuelleren Forschung sind dargestellt in: *Kromrey* (1992).

<sup>30</sup> Als Beispiel für ein "Methodenmix", das systematisch um die Forschungsfrage herum gruppiert wurde, kann etwa das "problemzentrierte" Design von *Witzel* (1985) gelten.



theoretisch viel geredet, sie sind manchmal auch *Gegenstand* von Forschung, als *Forschungsinstrumente* eingesetzt werden sie dagegen nicht. Wieviel Forschungsartefakte könnten allein schon dadurch verhindert werden, wenn vor der Ausformulierung der Erhebungsinstrumente - aufbauend auf den forschungsleitenden Hypothesen eines Projektes - ein einfaches Simulationsmodell entwickelt und auf dem PC durchgespielt würde! Zumindest *müßte* man sich dann Gedanken über forschungsleitende Hypothesen machen.

Oder - am anderen Ende des Forschungsprozesses ansetzend -: Um wieviel verwertbarer könnten Forschungsergebnisse werden, wenn sie nicht lediglich in einem dicken Forschungsberichts-Kompilium (Berichtsband und Tabellenbände) gedruckt und zum Verstauben abgestellt würden, sondern wenn man sich bemühte, die Resultate in Form eines wissensbasierten (Experten-)Systems zum behandelten Forschungsthema aufzubereiten. Dieses könnte dann auf spezifische Fragestellungen jeweils bedarfsgerecht spezifische Auskünfte geben; es könnte auch durch Nachfolgeprojekte erweitert und aktualisiert werden. Natürlich bedeutete auch dies, daß das Qualifikationsprofil des Sozialforschers zu erweitern wäre. Gedankenloses Anwenden von Rezeptbuchwissen reicht hierzu nicht aus.

### *Literatur*

*Aufenanger, Stefan & Lenssen, M.* (Hg.) (1986): *Handlung und Sinnstruktur. Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik.* München

*Bammé, Arno & Martens, Bernd* (1985): *Methodenvielfalt und Forschungspragmatik. Zur wissenschaftstheoretischen Situation empirischer Sozialforschung.* Soziologie, H. 1

*Corbin, Juliet & Strauss, Anselm* (1990): *Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria.* Zeitschrift für Soziologie, Jg. 19, H. 6

*Flick, Uwe* (1992): *Triangulation Revisited: Strategy of Validation or Alternative?* Journal for the Theory of Social Behaviour, Vol. 22/2

*Forschungsgruppe KEIN* (1978): *Kindergärtnerinnen - Qualifikation und Selbstbild.* Weinheim

*Geertz, Clifford* (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt/M.

*Kellerhof, Marco & Witte, Erich H.* (1988): *Objektive Hermeneutik als Gruppenleistung.* Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 42, H. 2

*Kreutz, Henrik* (Hg.) (1988): *Pragmatische Soziologie.* Opladen

*Kriz, Jürgen* (1981): *Methodenkritik empirischer Sozialforschung.* Stuttgart

*Kromrey, Helmut* (1987): *Zur Verallgemeinerbarkeit empirischer Befunde bei nichtrepräsentativen Stichproben.* Rundfunk und Fernsehen, Jg. 35, H. 4

*Kromrey, Helmut* (1991): *Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung, 5. Aufl.* Opladen

*Kromrey, Helmut* (1992): *Zum Umgang mit Informationen in der empirischen Sozialforschung, Arbeitspapiere Nr. 2 des FB Gesellschaftswissenschaften der Bergischen Universität GH Wuppertal*

*Kuckartz, Udo* (1992): *Textanalyse-systeme für die Sozialwissenschaften.* Stuttgart u.a.

*Lamnek, Siegfried* (1988): Qualitative Sozialforschung, Bd. 1. München

*Lamnek, Siegfried* (1989): Qualitative Sozialforschung, Bd. 2. München

*Oevermann, Ulrich; Allert, T.; Konau, E.; Krambeck, J.* (1983): Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik". In: *Zedler, Peter & Moser, H.* (Hg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung, Opladen. Erweiterter Erstdruck in: *Soeffner, Hans-G.* (Hg.) (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart

*Oevermann, Ulrich* (1986): Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. In: *Aufenanger, St. & Lenssen, M.* (Hg.): Handlung und Sinnstruktur. München

*Pidgeon, Nick F.; Turner, B.A.; Blockley, D.I.* (1991): The use of grounded theory for conceptual analysis in knowledge elicitation; in: International Journal of Man-Machine Studies, Vol. 35/2

*Strauss, Anselm* (1984): Qualitative Analysis in Social Research. Grounded Theory Methodology, Lehrbrief 3758 der FernUniversität GH Hagen

*Wilson, Thomas P.* (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1. Reinbek

*Wilson, Thomas P.* (1981): Qualitative "versus" quantitative methods in social research: An essay on theory and method. In: *ZUMA* (Hg.): Integration von qualitativen und quantitativen Forschungsansätzen, ZUMA-Arbeitsbericht 1981/19. Mannheim

*Witzel, Andreas* (1985): Das problemzentrierte Interview. In: *Jüttemann, G.*: Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim

*Züll, Cornelia; Mohler, P.; Geis, A.* (1991): Computerunterstützte Inhaltsanalyse mit TEXTPACK PC. Stuttgart u.a.